Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 2

Artikel: Glossen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066042

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Glossen

ADOLF GUGGENBÜHL

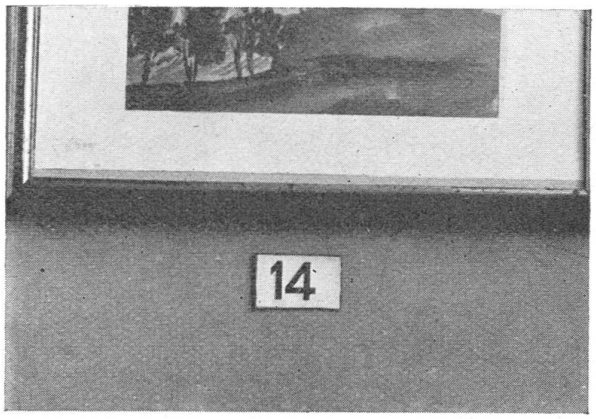
Katalog an der Kasse

«Hier ist zu sehen, das Kalb mit drei Köpfen und andere Raritäten, Eintritt nur 50 Rappen!»

So stand an der Bude geschrieben. Wir Knaben zählten unsere Batzen und lösten eine Karte. Aber siehe da, die übrigen Raritäten entpuppten sich als belanglose Bilder von Meerwundern, das Wunderkalb aber war in einem speziellen Raum untergebracht, zu dem der Eintritt nochmals 30 Rappen kostete. Ein alter Budentrick und ein ziemlich unsympathischer.

Die Direktoren unserer Kunsthäuser sind sehr distinguierte Herren, und sie würden sich bedanken, mit Budenbesitzern auf eine Stufe gestellt zu werden. Und doch wenden auch sie einen Kniff an, der mit den Rummelplatz-Methoden eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Der harmlose Besucher unserer Kunsthallen, der seinen Franken Eintritt bezahlt hat und nun die Bilder ansehen will, findet nämlich bei den wechselnden Ausstellungen unter dem Bilde nicht etwa den Namen des Malers angeschrieben, sondern lediglich eine mysteriöse Nummer. Und erst, wenn er für den Kauf eines Kataloges einen weitern ganzen oder halben Franken ausgelegt hat, wird ihm der Chiffern-Schlüssel ausgehändigt. Auch die, welche diese versteckte Zusatzeintrittsgebühr finanziell nicht schwer trifft, werden mit Recht verärgert. Das Beschauen eines Kunstwerkes wird dadurch gestört, dass man immer wieder gezwungen ist, in einem Katalog nachzuschlagen.

Für diejenigen unserer Mitbürger aber, die mit dem Rappen rechnen müssen (und das ist die überwiegende Mehrzahl) und denen ein Besuch der Kunstausstellungen nur an jenen Tagen möglich ist, an denen der Eintritt nichts kostet, für diese ist dieses Nummernsystem naturgemäss noch viel ärgerlicher.



Sie vermögen es nicht, einen Katalog zu kaufen und werden nun deshalb bestraft, indem ihnen der Name des Künstlers vorenthalten wird, sofern nicht eine deutliche Signatur am Bilde selbst vorhanden ist. Wenn schon die Oeffentlichkeit Hunderttausende zur Subventionierung unserer Kunsthäuser ausgibt, um allen Kreisen die Möglichkeit zu geben, sich an der Kunst zu erfreuen, dann sollte man doch so konsequent sein und die Ausstellung so durchführen, dass eine Betrachtung praktisch auch möglich ist.

Rodolphe Toepffer **Zeichnung**

Eine Kleinigkeit, nicht wert, dass man soviel Aufhebens davon macht! Aus Kleinigkeiten setzt sich das Leben zusammen. Hier handelt es sich um einen jener alten Zöpfe, wie unser Kunstbetrieb deren so viele aufweist. Über andere wird noch zu sprechen sein.

Für die Festseuche

Wie wir den Zeitungen entnehmen, wurde in Burgdorf dieses Jahr zum 204. Male die Burgdorfer Solennität, das bekannte Kinder- und Volksfest gefeiert. Bis jetzt ist dieses Fest noch nie ausgefallen. Sogar im Jahre 1798, als das alte Bern unterging, wurde es abgehalten. Selbst im Hungerjahr 1816/1817 fand die Solennität in gewohnter Weise statt, ebenso 1866, obwohl im Jahre zuvor ein grosser Brand die Hälfte der Stadt in Trümmer gelegt hatte. Auch während des Weltkrieges fiel das Fest nicht aus.

Das sollte jenen zu denken geben, welche im gegenwärtigen Moment am liebsten jedes Fest verbieten oder verhindern möchten. Es ist kein Zweifel, diese Festfeinde werden diesen Winter manchen Erfolg buchen können.

«Infolge der herrschenden Krise beschloss der engere Ausschuss mit überwiegender Mehrheit, dieses Mal von der Durchführung des traditionellen Umzuges abzusehen. Man würde es in weiten Kreisen nicht verstehen, wenn gerade jetzt, wo eine schwere, wirtschaftliche Not auf dem Lande lastet... usw. usw.» Ähnliche Zeitungsnotizen sind an der Tagesordnung.

Ist das soziale Gefühl, das sich in solchen Beschlüssen manifestiert, nicht eher ein Ausdruck eines schlechten Gewissens, als wirklicher Nächstenliebe? Als ob einem einzigen Arbeitslosen dadurch geholfen wäre, dass irgendein festlicher Anlass nicht stattfindet! Denn es ist ja nicht so, dass diese feinbesaiteten Sozialethiker die fünf oder zehn Franken, die sie ersparen, nun auf das Postcheckkonto irgendeiner wohltätigen Organisation einzahlen. Sie brauchen das Geld höchstens für ein scheinbar weniger unsoziales Vergnügen, trinken eine Flasche Wein mehr oder rauchen ein paar teurere Zigarren.

Wir haben durchaus nicht zuviel echte Feste. « Pour vivre heureux, vivons cachés! » ist ohnehin der Wahlspruch allzuvieler. Glaubt man wirklich, dem Volksgenossen, der im Elend lebt, sei dadurch geholfen, wenn sich die Unterhaltungen nur noch hinter geschlossenen Gardinen im kleinsten Kreis abspielen? Dadurch, dass wir die Blume aus dem Knopfloch nehmen und mit einer verdüsterten Miene durchs Leben gehen, haben wir weder die Hungersnot in China noch die Tuberkulose in der Schweiz bekämpft, uns aber geschadet. Denn Feste müssen sein. Sie entsprechen einem Verlangen unserer Seele, das nicht ungestraft missachtet werden kann. Auch wenn, oder vielleicht gerade weil sie

keinen Zweck haben, haben sie einen Sinn.

Man muss die Feste feiern, wie sie fallen.

Die undemokratische Schweiz

«Titulaturen in der S. A.» Der Chef des Stabes der S. A., Lutze, sieht sich veranlasst, der breiten Öffentlichkeit folgendes bekanntzugeben:

«Im S.A. Dienst dürfen für sämtliche S.A. Führer nur die Dienstanreden der S. A. verwendet werden, z. B. Sturmführer, Brigadeführer, Gruppenführer und so weiter. Nach wie vor entfällt bei allen Dienstgraden die Anrede «Herr». Die Anrede an den obersten S. A. Führer lautet wie bisher «Mein Führer». Meine Dienstbezeichnung ist der «Chef des Stabes». Die Anrede lautet «Stabschef».

(Zeitungsmeldung.)

Damit bezeugt das nationalsozialistische Deutschland, dass es gewillt ist, die betonte Zweiteilung der Gesellschaft in eine Ober- und Unterschicht fallen zu lassen.

In den reichsdeutschen, snobistischen Gesellschafts-Zeitschriften, jenen merkwürdigen Organen, welche unsere Damencoiffeure mit Vorliebe abonnieren, konnte man hie und da lesen, worin der Unterschied zwischen einem Mann und einem Herrn bestand.

« Herr Baron, ein Mann wünscht Herrn Baron zu sprechen », meldet der Kammerdiener.

« Bist Du sicher, dass es kein Herr ist? »

« Jawohl, Herr Baron, er trägt Röllchen. »

« Johann, Du bist ein Psychologe. »

« Wie Herr Baron meinen, Herr Baron.»

Frankreich, das mit der Abschaffung der Feudalität ernst machte, kennt diese Nüancierungen nicht. Der Bankier wie der Strassenfeger ist ein Monsieur, die

Rodolphe Toepffer — Zeichnung

Gattin des Aussenministers wie ihre Putzfrau führen beide den gleichen Titel ‚Madame'.

Auch wir in unserer Demokratie sind stolz darauf, diese scharfe Trennung in Ober- und Untermenschen nicht zu kennen. Keinem Hausbesitzer wird es einfallen, seinen Gärtner mit « Mein guter Mann » anzusprechen. In unserm Sprachgebrauch werden die Bezeichnungen Mann und Herr, Frau und Dame, ziemlich wahllos verwendet, abgesehen von einer Stelle, wo man es am wenigsten erwarten würde, von der Armee. Merkwürdigerweise wird bei uns der Milizsoldat von einem gewissen militärischen Grad an plötzlich zum Herrn. Es gibt einen Füsilier, einen Korporal, einen Feldweibel, aber einen Herrn Leutnant und einen Herrn Hauptmann. Diese würdelose Unterscheidung ist unserer demokratischen Tradition unwürdig. Wir sollten sie abschaffen, die welschen Truppenteile kennen sie auch nicht. Überhaupt sollte einmal die Frage geprüft werden, ob es nicht Zeit wäre, unser Heer von den undemokratischen Fremd-

körpern, die es durchsetzen, zu säubern. Eine ganze Anzahl dieser Unsitten haben wir aus dem wilhelminischen Deutschland bezogen. Sie gereichten uns nie zur Ehre. Heute aber, wo man sich dieser Tradition selbst in Deutschland entledigt, haben wir wahrhaftig keinen Grund, sie zu hegen und zu pflegen.

Wir bezeichnen den Militärdienst als die Hochschule der Demokratie, und zum mindesten die Rekrutenschule verdient dieses Lob vollkommen. Dadurch, dass wir das einjährig-freiwillige System nicht kennen, ist die Rekrutenschule, wie früher die Volksschule, diejenige Institution geworden, wo der Bankierssohn wie der ungelernte Arbeiter in engen Kontakt miteinander kommen. Im Verhältnis des Offiziers zur Mannschaft hingegen haben sich Ideale eingeschlichen, die alles andere als demokratisch sind. Wir wollen die ausserordentlichen Verdienste von General Wille für unsere Armee in keiner Weise schmälern. Man kann ihm aber den Vorwurf nicht ersparen, dass zur Zeit des Weltkrieges Anschauungen und Gebräuche in unsere Armee eingeführt wurden, die den deutlichen Potsdamer Stempel tragen und uns im Grunde wesensfremd sind.

Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie ein Kompagniekommandant seine Kompagnie nach berühmtem Muster am Morgen auf zwei Glieder antreten liess, sie mit den Worten « Guten Morgen, Leute! » begrüsste, worauf die « Leute » « Guten Morgen, Herr Hauptmann! » schreien mussten.

Es wurde während der Grenzbesetzung bei gewissen höhern Offizieren Mode, die Mannschaft konsequent mit Du anzureden. Wenn sich der betreffende in seiner Bürgerehre verletzte Soldat dadurch zu wehren suchte, dass er mit der traditionellen Antwort « Haben wir zusammen Schweine gehütet? » replizierte, war eine schwere Bestrafung die sichere Folge. Auch heute noch gibt es viele Offiziere (ich spreche natürlich nicht vom Kanton Bern), welche glauben, im Verkehr mit den Soldaten das « Ihr » anwenden zu müssen, während die Soldaten selbstverständlich mit « Sie » antworten müssen.

« So, Nyffenegger, habt Ihr meinen Mantel gereinigt? »

« Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ich bringe ihn Ihnen sofort. »

Das grosse Schlagwort hiess Distanz wahren, Distanz zwischen Offizieren und Unteroffizieren, Distanz zwischen Unteroffizieren und Mannschaft.

Dieser Auffassung liegt eigentlich ein Misstrauen zugrunde, das nicht nur für die Soldaten beleidigend ist, sondern ebenso für die Offiziere. Denn derjenige Offizier, dessen Autorität zum Teufel geht, sobald er ausnahmsweise mit der Mannschaft im gleichen Kantonnement schläft, der ist für seinen Posten ohnehin nicht geeignet.

Selbstverständlich muss jede richtige Armee auf dem Führerprinzip aufgebaut sein. Das Rückgrat jeder Armee ist die Disziplin. Der Vorgesetzte muss sich darauf verlassen können, dass seine Befehle blindlings ausgeführt werden. Dazu braucht er Autorität, und diese geht verloren, wenn Führer und Geführte frères et cochons sind. Die Armee muss aus Führern und Geführten bestehen, aber das muss noch keine Trennung in Ober- und Untermenschen bedeuten. Der Soldat kann nicht die gleichen Kompetenzen haben wie der Offizier, genau wie die Machtbefugnisse des Fabrikdirektors und des Arbeiters verschieden sein müssen. Aber beide haben unbedingt Anspruch auf die gleiche Achtung. Die Distanz, die während des Krieges künstlich ge-

schaffen wurde, hat unserer Armee mehr geschadet als genützt.

Ist es wirklich nötig, dass in unserm Volksheer die Offiziere zweite und der Soldat dritte Klasse fahren muss? Wäre es nicht auch richtiger, die Verpflegung für Mannschaft und Offiziere wäre dieselbe? Es wird niemand etwas dagegen einzuwenden haben, dass die Offiziere nicht immer mit den Soldaten essen, aber es hat etwas Stossendes, dass die Kost für die beiden verschieden ist. Denn beide dienen ja auf die gleiche Weise dem Vaterland.

Während des Grenzdienstes wurde in soundso vielen Befehlen den Unteroffizieren streng verboten, ihre Kleider und Schuhe selber zu reinigen. Für diese Arbeit, hiess es, seien die Soldaten da. Der Unteroffizier erhielt dadurch das Recht, in jedem beliebigen Moment seinem Volksgenossen die schmutzigen Schuhe oder die schmutzigen Hosen zum Putzen hinzuwerfen. Es wurden Befehle erlassen, welche den Unteroffizieren ausserdienstlichen Verkehr mit der Mannschaft direkt verbaten usw.

Dieses uns so fremde Prinzip des Distanzwahrens hat mehr pflichttreue Soldaten der Armee entfremdet als alle antimilitaristische Hetzliteratur zusammen.

Es hat zwar nicht an Leuten gefehlt, welchen diese volksfremden Methoden in der Seele zuwider waren. Aber über alle diese Dinge wurde nie offen gesprochen, weil sich jeder fürchtete, in ein schiefes Licht zu kommen. Im Gegensatz zu andern Ländern besteht bei uns die unglückliche Situation, dass fast ausschliesslich die am wenigsten Kompetenten, d. h. die Gegner der Armee an dieser Kritik äussern, und begreiflicherweise scheuen sich diejenigen, denen es mit unserer Landesverteidigung ernst ist, in den Geruch eines Antimilitaristen zu kommen. Sehr zum Schaden unseres Heeres.

HERBSTREGEN IN DER NACHT

Von Emmy Hennings

Der Regen rinnt in einer Nacht
Ganz sacht und monoton hernieder,
Als weine irgendwo ein Kind.
Es rauschen kleine Heimwehlieder.

Es löscht der Herbst die Farben aus.
Wird wohl kein Feuer mehr entfacht.
Wie müde träumet jetzt die Welt !
Wohin? Wohin? Sie will nach Haus.

O, komm zu mir, ruft einer immerzu,
Der einsam dieses Sterben sich bestellt.
Er wohnt vielleicht in goldener Ruh,
Wo er das Glück in frommen Händen hält.